



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Führen Sie Ole in Arrest, Justesen, der Mann ist geisteskrank. Er ist Pyromane.
 Was sagen der Herr Bürgermeister? fragte Ole und richtete sich auf. Ach,
 sagen Sie es noch einmal. Pyro . . .
 Pyromane, sagte der Bürgermeister.
 Ist das etwas böses? fragte Ole und sah den Bürgermeister mißtrauisch an.
 Justesen grinste unter seinem Bart.
 Da haben wir die Kopenhagner gut hineingelegt. Das ist etwas für den
 Assessor Richter, wenn er es in der Morgenzeitung liest.
 Wie lange haben Sie Verdacht gehabt, Justesen? fragte der Bürgermeister.
 Bierzehn Tage, oder so, sagte Justesen. Ich habe denen von drinnen den
 Bissen nicht gegönnt.
 Gott segne Sie, lieber Justesen — Gott segne Sie. Sie sollen eine Gratifikation
 von hundert Kronen aus der Polizeikasse kriegen. Wir kriegen die Ehre — wir
 kriegen die ganze Ehre.
 An Hilmer und all seinen Kummer und all seine Verzweiflung dachte der herzens-
 gute Bürgermeister nicht eine Sekunde. Gott verzeihe seiner liebevollen Seele.
 Und dann wurde Ole in Arrest gesteckt, um in die Pflege der Irrenärzte
 überzugehen.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 18. Oktober 1909

(Die Ferrer = Bewegung. Allerlei Sensationsprozesse. Ersatzwahlen zum Reichstag.)

Die Erschießung des spanischen Anarchisten Ferrer in Barcelona hat in den verschiedensten Ländern Europas eine Bewegung hervorgerufen, die — soweit wir das erkennen können — bisher beispiellos in der Geschichte dasteht. Um über die Berechtigung dieser Bewegung ein sicheres Urteil zu gewinnen, müßte eine ganze Reihe von Vorfragen beantwortet werden. Wer war dieser Ferrer? War er gänzlich unschuldig, oder wie weit reicht seine Schuld? Unter welchen Umständen erfolgte seine Aburteilung? Wir Fernstehenden müssen vorläufig auf alle diese Fragen antworten: Wir wissen es nicht. In den Zeitungen steht freilich viel darüber zu lesen, und zahlreiche Antworten sind auf alle möglichen Fragen erteilt worden, aber in allen Punkten steht Behauptung gegen Behauptung, und es fehlt an jedem positiven Anhalt, auf welcher Seite die Wahrheit ist. Es bleibt deshalb nichts andres übrig, als nach Wahrscheinlichkeiten zu urteilen und zu versuchen, aus den wenigen Zügen, die dem von Freunden und Gegnern gezeichneten Bilde gemeinsam zu sein scheinen, etwas herauszufinden, was uns der Wahrheit näherbringen kann.

Was zunächst den Menschen Ferrer anbetrifft, so vermögen auch die Schilderungen, die offenbar von ehrlicher Entrüstung über den an ihm begangnen Justizmord erfüllt sind, kaum etwas zu bringen, was Sympathie für diesen Mann erwecken könnte. Vieles, was er in seinem Leben durchzumachen gehabt hat, könnte vielleicht in den Augen eines genauen Kenners der Zustände und des Volkscharakters die Bedeutung mildernder Umstände gewinnen, und auch sonst wird keinem, dem es

menschliches Bedürfnis ist, zugemutet werden, einem Unglücklichen und Verirrten Teilnahme zu versagen, aber wir Deutschen haben doch alle Ursache, unser wohlbegründetes Werturteil über diese Menschenpezies nicht etwa aus tendenziösen Gründen verwirren zu lassen. Wir wollen uns doch wenigstens darüber klar bleiben, daß bei uns ein Mann von solchen Eigenschaften, Lebenswandel und Anschauungen, wie sie Ferrer selbst von seinen Freunden bezeugt werden, binnen kurzem der allgemeinen Mißachtung verfallen würde. Dabei braucht keineswegs verschwiegen zu werden, daß die Art, wie der Mann in den Tod gegangen ist, und das würdige Festhalten an seiner Überzeugung vieles sühnt und wohl einen edeln Kern unter vielen Schlacken erkennen läßt. Einspruch muß aber in jedem Falle dagegen erhoben werden, daß die Persönlichkeit Ferrers willkürlich mit einem andern Etikett versehen wird, nur um ihm Sympathien zu erwecken. Dieser ausgesprochene Anarchist erscheint plötzlich auch in dem größten Teil unsrer Presse als „Freidenker“ — ein vieldeutiger Ausdruck, durch den der wahre Charakter seiner Bestrebungen doch in recht bedenklicher Weise verwischt wird. Zu was für Verlehrtheiten das führt, ist schon daraus zu sehen, daß ihn ein deutsches Blatt dieser Tage als Dritten im Bunde neben Johann Hus und Giordano Bruno aufmarschieren ließ.

Das führt nun schon zu der Erörterung der besondern Schuldfrage hinüber. In dieser Beziehung tappen wir aber vollständig im Dunkeln. Behauptet wird von der einen Seite, das Verfahren sei ein reiner Justizmord gewesen. Einige sagen sogar, es seien überhaupt keine Zeugen vernommen worden, und man habe Ferrer keine Mitschuld an dem Aufruhr in Barcelona nachweisen können. Daß diese und ähnliche Behauptungen allgemein geglaubt werden, geht aus der besonders in Frankreich und Italien entstandnen Bewegung deutlich hervor. Aber Beweise, die zu diesem Glauben zwingen, liegen nicht vor, und die spanische Regierung leugnet auf das bestimmteste die Richtigkeit der erwähnten Behauptungen. Es muß also vorläufig jedem überlassen bleiben, welcher Darstellung er die größere Beweiskraft und Glaubwürdigkeit beimessen will. Tatsächlich sprechen dabei Parteianschauungen mit. Die spanische Regierung ist clerikal, und somit ist nur ein kleiner Schritt zu der Annahme, daß der „Freidenker“ Ferrer ein Opfer des Jesuitenregiments in Spanien geworden sei. Es ist nochmals zu betonen, daß für die Entscheidung, ob diese Annahme richtig oder falsch ist, kein genügendes Material vorliegt. Eine unbefangne Betrachtung der offen zutage liegenden Umstände zeigt jedoch, daß man an solche Beurteilungen mit einiger Vorsicht gehn muß. Ferrer war eben nicht Freidenker, sondern Anarchist und als solcher eifrig tätig, nicht nur ein herrschendes System zu stürzen, sondern die Grundlagen sozialer Ordnung überhaupt zu unterwühlen, wobei auch von seiner Seite der Appell an die Gewalt mindestens nicht ausgeschlossen war. Zwar wird von den Verteidigern Ferrers gesagt, er sei davon zurückgekommen, den Königsmord und die Propaganda der Tat zu predigen, wie er es früher getan hatte. Indessen geht aus dem Zusammenhang seiner Ideen deutlich genug hervor, daß in diesem angeblichen Übergang zu einer gemäßigtern Anschauung mehr berechnende Vorsicht als eine Änderung in der Überzeugung zu suchen ist. Er kannte seine katalonischen Landsleute genug, um zu wissen, daß, wenn sie erst mit anarchistischen Ideen gesättigt waren, es einer besondern Ermunterung zu Königsmord und Terror nicht bedürfe. Auch bleibt unbestritten die eifrig betriebne Aufreizung der Armee zum Ungehorsam. An der Gemeingefährlichkeit der Tätigkeit Ferrers ist also kein Zweifel möglich. Ein sehr festgefügter Staat, dessen Bürger in ihrer überwältigenden Mehrheit ein natürliches Verständnis für die Notwendigkeit einer festen sozialen Ordnung und für die Forderungen des

Gemeinsinn besitzen, kann es sich wohl gestatten, einzelne überspannte Köpfe so weit gewähren zu lassen, als ihnen nicht eine direkte Verletzung der zum Schutz der Gesellschaft erlassenen Gesetze nachgewiesen worden ist. Anders wird die Sache, wenn Ideen, die mit dem Bestande des Staates schlechterdings unvereinbar sind, zu einer öffentlichen Gefahr emporkwachen und Taten zeitigen, vor denen ein pflichtbewußter Staat seine Bürger notwendig zu schützen hat. Die Gesetzgebungen aller zivilisierten Staaten sehen Ausnahmezustände vor, und es hängt lediglich von der Natur der innern Wirren ab, wie weit die Ausnahmemassregeln einem wirklichen Kriegszustand nahekommen. Wenn es gerade in Barcelona schon früher vorgekommen ist, daß Tausende unschuldiger Menschen den ruchlosen Bombenanschlägen der Anarchisten, die nur demonstrieren und Schrecken erregen wollten, geopfert worden sind, so zeigen die Straßenunruhen, Aufstände und Attentate der letzten Zeit zur Genüge die Berechtigung des Kriegszustands, das die spanische Regierung über die Stadt verhängt hat. Und diesem Kriegszustand ist jetzt auch der Mann zum Opfer gefallen, dessen direkte Beteiligung an den letzten Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung und das Leben seiner Mitbürger vielleicht nicht in juristisch einwandfreier Form nachzuweisen gewesen ist, der aber zweifellos einen starken Anteil, wenn nicht den Hauptanteil, der moralischen Mitschuld trägt an den Vorgängen, die den Tod zahlreicher Bürger und pflichtgetreuer Beamten und Soldaten herbeigeführt haben. Zwischen der spanischen Regierung und den Anarchisten in Barcelona besteht Kriegszustand, und nach Kriegszustand ist verfahren worden. Das darf nicht vergessen werden, wie auch sonst die Kritik an dem Verfahren gegen Ferrer ausfallen mag.

Daraus ist zu ersehen, daß menschliche Teilnahme an dem Schicksal eines Gerichteten, der wenigstens kein gemeiner Verbrecher war, Abscheu vor einem Gerichtsverfahren, das vielleicht nur die Bemäntelung einer Gewalttat war, und Abneigung vor dem klerikalen Regiment, das in diesem Falle den Arm der Staatsgewalt führte, wohl bei der Beurteilung des Falles Ferrer ihre Stelle finden können, daß sie aber nicht ausreichen, um die ungeheuern Übertreibungen zu rechtfertigen, mit denen die Bewegung in den romanischen Ländern entfesselt worden ist. Auch bei uns wird von verschiedenen Seiten versucht, einen Entrostungsummel in Szene zu setzen. Die Beteiligung daran ist Geschmackssache. Es mag dem humanen Sinn widerstreben, daß in menschlichen Kämpfen überhaupt Blut vergossen wird — obwohl der utopische Charakter dieser Art von Humanität für die meisten Menschen auf der Hand liegt —; man mag sich auch über jeden Justizmord in Spanien und allensfalls auch in Hinterindien oder Timbuktu entrüsten, wenn einem das Herzensbedürfnis ist — wobei allerdings Konsequenz zu empfehlen wäre —; endlich bleibt es natürlich jedem unbenommen, sich dafür zu interessieren, ob Spanien klerikal oder liberal regiert wird. Nur soll man uns nicht weismachen wollen, daß es deutscher Art und Denkweise entspricht, einem Manne Weihrauch zu streuen, der sich in Meinung und Tat stets solidarisch gefühlt hat mit Menschen, die jeder notwendigen Ordnung widerstreben und zu diesem Zweck jederzeit selbst bereit sind, Mittel der rohesten und brutalsten Gewalt anzuwenden — einem geistigen Führer und Anstifter von Mordbuben, die in einen Haufen friedlicher, unschuldiger Menschen Bomben werfen — einem Manne, der auch gegen eine liberale Monarchie Dolch und Bombe in Bewegung gesetzt haben würde. Wenn die Ferrerbewegung auch in Deutschland ernstlich Platz greifen sollte, so kann man wohl getroßt sagen, daß es eine falsch unterrichtete Humanität ist, die nicht weiß, was sie tut.

Freilich kann man jetzt zuweilen irre werden an der Fähigkeit mancher Kreise, die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt noch zu würdigen, wenn

man fleht, wie sich mitunter ein überspannter Individualismus mit den Begriffen von Recht und öffentlicher Sittlichkeit abfindet. Der soziale Zweck des Rechts scheint mitunter in der öffentlichen Meinung völlig abhanden zu kommen. Das zeigte sich in dieser Woche in den Besprechungen des Prozesses der Auguste Zobel. Ein verlornes Weib, das seine Hoffnung, durch die Ehe mit ihrem letzten Liebhaber wieder zu einer anständigen Existenz zu kommen, vereitelt sah, hatte ihre Nebenbuhlerin, die Braut ihres Geliebten, mit voller Überlegung niedergeschossen. Daß Menschenliebe und christliche Gesinnung in der Verzweiflungsstat dieser Mörderin ein Stück wirklicher Tragik zu erkennen und daran sehr ernste Betrachtungen zu knüpfen vermögen, die von einer naheliegenden pharisäischen Beurteilungswiese das gerade Gegenteil bedeuten, bedarf kaum besondrer Betonung. Wenn das aber dahin ausartet, daß die Geschwornen getadelt werden, weil sie über diese qualifizierte Mörderin das Schuldig ausgesprochen haben, so kann man nur von einer traurigen Verwirrung und Verwilderung der Rechtsbegriffe sprechen. Es fehlt dort anscheinend jedes Unterscheidungsvermögen zwischen den Aufgaben der Rechtspflege und den Betätigungen eines subjektiven Empfindens, das für den sittlichen Wert des Individuums mitbestimmend sein mag, aber in der Erfüllung einer sozialen Pflicht keine Stätte hat.

Die letzte Zeit ist überhaupt wieder einmal reich gewesen an Sensationsprozessen. Darunter war auch der Expresserprozeß Dahsel, der Machenschaften der sogenannten Revolverjournalistik in Berlin enthüllte oder vielmehr — richtiger gesagt — überführte. Denn daß dergleichen in den jetzt gebrandmarkten Winkelorganen existierte, war wohl bekannt; es war nur bis dahin noch nicht geglückt, die Schuldigen zu fassen, weil die Opfer aus Scheu vor der Öffentlichkeit und aus Unkenntnis der wirklichen Presseverhältnisse es meißt unterlassen, rechtzeitig die richtigen Maßregeln zur Gegenwehr zu ergreifen. Die anständige Presse leidet schwer unter diesen Auswüchsen und unsaubern Elementen, die das öffentliche Urteil verwirren helfen und häufig in der Öffentlichkeit nicht scharf genug von den ernststen Blättern unterschieden werden, und deren sich die Presse doch nicht aus eigener Kraft erwehren kann. Man darf hoffen, daß der Prozeß Dahsel lustreinigend und aufklärend wirken wird.

In der gegenwärtigen politischen Lage fällt den Ersatzwahlen zum Reichstage eine besondere Bedeutung zu. In Koburg steht am 22. d. M. die entscheidende Stichwahl zwischen dem nationalliberalen Kandidaten und dem Sozialdemokraten bevor. Die Hauptwahl hat leider einen starken Ausfall an bürgerlichen Stimmen und eine noch stärkere Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen ergeben. Da aber das endgiltige Ergebnis schon vorliegen wird, wenn diese Zellen in die Hände der Leser kommen, so behalten wir uns vor, in nächster Woche darauf zurückzukommen. Auch in Halle steht eine Ersatzwahl bevor. Dort wird es hoffentlich glücken, die bürgerlichen Wähler besser zusammenzuhalten und den Sieg der Sozialdemokratie zu verhindern. Auch darüber werden wir später noch einiges zu sagen haben.

Berichtigung. Im Reichspegel Nr. 42 (Seite 145 des vorigen Hefts) ist ein sinnstörender Druckfehler zu berichtigen. Dort ist bei Besprechung des Charbiner Zwischenfalls zu lesen, „daß die beleidigte russische Behörde keine Beschwerde beim deutschen Konsulargericht über das Verhalten der deutschen Reichsangehörigen eingelegt“ habe. Das Wort „keine“ ist versehentlich hineinkorrigiert worden. Im Manuskript stand es nicht. Die russische Behörde hat allerdings Beschwerde beim deutschen Konsulargericht erhoben und eben dadurch bekundet, daß sie die Rechte der deutschen Reichsangehörigen achtet; denn diese untertehn der Konsulargerichtsbarkeit. Hätten die Russen die deutschen Rechte zu mißachten beabsichtigt, wie es nach der ersten Schilderung des Zwischenfalls vielleicht den Anschein haben konnte, so hätten sie wohl die im Dienste der russischen Gesellschaft stehenden Deutschen, die sich gegen russische Polizeiorgane vergangen hatten, direkt verhaftet und zur Rechenschaft gezogen.

Journalist und Stand. In der Urteilsbegründung des Prozesses Dahsel heißt es unter anderm, das Gericht habe bei Abmessung der Strafe erwogen, daß „das Treiben Dahsels das Ansehen und die Ehre des Journalistenstandes schwer zu schädigen geeignet“ sei. Das Motiv, aus dem diese Begründung hervorgeht, sozusagen die Gesinnung des Gerichtshofes, die sie entstehen ließ, ist gewiß sehr anerkennenswert. Es wäre nur zu wünschen, daß sich auch sonst die Gerichte einer ähnlichen Feinfühligkeit für die Ehre der Journalisten befleißigten. Nur trifft in diesem Falle die Begründung nicht zu. Herr Dahsel kann die Ehre der Journalisten nicht herabsetzen, weil er, soweit sich diese als Stand fühlen, längst nicht zu ihnen gehörte. An keiner Zeitung oder Zeitschrift, die auf sich hält, hätte Herr Dahsel auf Grund seiner schon bekannten Vergangenheit mitwirken können. Das war, im Gegensatz zu der Aussage des Journalisten Schweder während des Prozesses, seit vielen Jahren in allen nur einigermaßen orientierten Journalistenkreisen bekannt. Daß so ein Mann sich „Journalist“ nennt, daß er sogar an irgendeinem Revolverblatt schreibt, kann ihm natürlich nicht verboten werden. So wenig, wie einer, der auf der Friedrichstraße mit Schuhbändern und Glaserfitt handelt, gehindert werden kann, sich „Kaufmann“ zu nennen; so wenig, wie einer, der dreimal über Automobilunfälle oder Petroleusen reportert hat, gehindert werden kann, sich „Schriftsteller“ zu nennen. Das ist in allen freien Berufen so, in allen Berufen, bei denen die Zulassung nicht von staatlicher oder korporativer Genehmigung abhängt. Daß ein Mann wie Herr Dahsel nicht Journalist ist, beweist er ja gerade dadurch, daß er seinen Schwerpunkt auf das Gebiet der hochstaplerischen Erpressung verlegt hat. Er bedient sich des Journalismus, wie sich der Köpenicker Betrüger der Offiziersuniform bedient hat. In keinen angesehenen Journalistenverein wäre Herr Dahsel jemals aufgenommen worden, ganz zu schweigen von dem Verein Berliner Presse. Andre Standesvertretungen als die, die durch den Zusammentritt der angesehensten und begabtesten Vertreter gebildet werden, kann es in einem freien Berufe, wie dem journalistischen, in dem allein der innerliche Befähigungsnachweis verlangt wird, naturgemäß nicht geben. Im sonstigen Wortsinne ein „Stand“ sind die Journalisten gar nicht. Sie umschließen im Grunde alle Stände. Jeder repräsentiert die Gesellschaftsstufe, die er durch seine Erziehung, durch seine Arbeit und Geltung erworben hat. Man könnte sagen, unter den Journalisten gibt es so viele Stände, als es Persönlichkeiten gibt. Daß die Journalisten als ein „Stand“ im sonstigen Wortsinne nicht aufzufassen sind und deshalb auch durch eine Existenz wie die des Herrn Dahsel nicht beleidigt werden können, geht schon daraus hervor, daß sie gar nicht die Macht haben, unehonorige Bestandteile auszuscheiden. Diese Macht besteht nur in bestimmten geschlossenen Vereinigungen, in denen sie denn auch rücksichtslos ausgeübt wird. Insofern kann allerdings die Zugehörigkeit zum „Verein Berliner Presse“ zum Beispiel als eine Art äußerlicher Legitimation gelten. Aber jeder, der irgendwelchen „Dreck am Stecken“ hat, braucht einfach in so unangenehmen Vereinigungen, die die Keinlichkeit der Gesinnung und der Bestrebungen fordern, nicht drin zu sein. Dann kann ihm nichts geschehen. Wirkliche Macht hat allein das Publikum. Denn ohne Leser keine Schreiber. Ohne die lieben Nächsten, die gierig die Schmach des andern schlürfen oder auch nur das Getuschel über ihn weitergeben, wären alle Winkelschwäger zum Erstickungstod im eignen Gift und Schmutz verdammt. Das ist die Mahnung, die aus einem Prozeß wie dem Berliner Erpresserprozeß in erster Reihe hervorklingt, die sich jeder, der die Friedrichstraße hinabgeht, jeder der zahllosen Fremden, die ein ausgeschriebenes Blatt zu kaufen im Begriff sind, als obersten Leitsatz vorzustellen hätte: Keinen Groschen für alles, was auch nur entfernt nach ausgenüßtem Skandal, nach geflüsterten Geheimnissen, nach irgendwelchen breitgetretenen privaten Menschlichkeiten aussieht!

p. m.

Philosophische Literatur. Dem Hallenser Professor Dr. Goswin Uphues ist die Philosophie die Wissenschaft vom Denken, vom Allgemeingültigen und vom Bewußtsein. Aus dieser Definition erzieht man schon, daß er das Hauptgewicht auf erkenntnistheoretische Untersuchungen legt, und so hat er denn seine beiden neuesten (bei Max Niemeyer in Halle erschienenen) Schriften betitelt: Erkenntnistheoretische Psychologie und Geschichte der Philosophie als Erkenntniskritik. Beide sind dazu bestimmt, als Leitfaden für Vorlesungen zu dienen. Die erste teilt in klarer, verständlicher Sprache mit, was sich beim heutigen Stande des psychologischen, physiologischen und biologischen Wissens vom Seelenleben und seiner Entfaltung sagen läßt. Die zweite gelangt zu dem Ergebnis, daß wir, um aus der handwerksmäßigen Anhäufung von Tatsachen, von Forschungsergebnissen, aus einer „Meisterlosigkeit“ des Denkens, der die Zuchtlosigkeit des Lebens auf dem Fuße folge, wieder zur Durchbringung und Ordnung des Stoffes durchs Denken zu gelangen, nicht allein zu Kant zurückkehren, sondern bis auf Plato zurückgehn müssen, der allerdings aus Kant zu ergänzen sei. Die ganze nachkantische Philosophie wird auf zwei Seiten abgefertigt; die sogenannten Idealisten Fichte, Schelling und Hegel werden als „exzessive Realisten“ charakterisiert. „Sie waren Metaphysiker in dem von Kant geprägten und mit Recht bekämpften Sinne dieses Wortes, Anhänger einer Wissenschaft aus bloßen Begriffen, von der Aristoteles und seine Schüler im Mittelalter ebensowenig etwas wissen wollten wie Kant . . . Die Gesamtwirklichkeit ist bei allen dreien ein Prozeß wie bei den Gnostikern, eine Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, deren Krönung die Gottheit bildet.“ — Der Reifer Gymnasiallehrer Dr. Franz Jünemann findet das Übel schon bei Kant selbst, dessen angeblicher Kritizismus ein gefährlicher Dogmatismus sei und bei folgerichtiger Fortbildung zum Solipsismus führe. „Der problematische Wert des kantischen Idealismus“ ist jedoch nur der kürzeste der vier Aufsätze, die er als „Kantiana“ (bei Edmund Demme in Leipzig, 1909) herausgibt. Die andern drei wird auch mancher, der kein Freund von philosophischen Abhandlungen ist, gern lesen. Der erste zeigt uns „Kant als Dichter“. Daß der große Philosoph nichts weniger als ein ungenießbarer Schulpedant, vielmehr ein geistreicher, witziger und eleganter Gesellschaftler gewesen ist, wissen wir aus den Biographen, daß er auch ein gewandter Gelegenheitsdichter gewesen ist und eine Anzahl hübscher Verse hinterlassen hat, wird den meisten Lesern neu sein. Es sind größtenteils Denkprüche auf verstorbne Kollegen; doch finden sich auch kleine Sinngedichte, die durch kein Ereignis veranlaßt sind, zum Beispiel:

Großen Herren und schönen Frauen
Soll man wohl dienen, doch wenig trauen.

Nach Wasianski hat Kant am 17. August 1803 in sein Merkbüchlein folgendes Verschen eingetragen:

Ein jeder Tag hat seine Plage,
Hat nun der Monat dreißig Tage,
So ist die Rechnung klar:
Von dir kann man dann sicher sagen,
Daß man die kleinste Last getragen
In dir, du schöner Februar.

Jünemann bemerkt dazu: „Wäre der Verfasser des Poems unbekannt, und wollte man ihn erraten, so würde ich wenigstens zuerst auf Goethe schließen.“ Ich auch. Der zweite der vier Aufsätze ist „Kant und der Buchhandel“ überschrieben (man erfährt daraus die Namen seiner Verleger, die Zahl der Auflagen seiner Werke und die Honorare, die sie ihm gebracht haben), der vierte erzählt sehr ausführlich die Geschichte der letzten Tage und Stunden des großen Denkers und sein überaus feierliches und großartiges Begräbniß. — Nach Oswald Külpe ist es die verfehlte Kategorielehre Kants gewesen, was ihn zum Begründer jenes erkenntnis-

theoretischen Idealismus gemacht hat, dem „die Gesetze der Begriffe diejenigen des Seins sind“. Külbe hat von seinem (als 146. Bändchen von V. G. Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienenen) Immanuel Kant vorm Jahre eine zweite, verbesserte Auflage herausgegeben. Seine klare und leicht lesbare Darstellung behandelt Kants Lehre kritisch, aber mit der dem Meister gebührenden Ehrfurcht. Sehr schön wird Kants Ethik gewürdigt. — Während Upheues dem „Skeptiker“ Hume wenig geneigt ist, behandelt ihn Alois Riehl mit offener Vorliebe und sehr ausführlich in seinen „acht Vorträgen zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart“. Sie sind zum erstenmal 1902, und 1908 in dritter durchgesehener und verbesserter Auflage (bei V. G. Teubner in Leipzig) erschienen. Die Probleme und die Stadien ihrer Lösung werden ungemein gründlich, klar und fesselnd dargestellt. Das Verhältnis der Philosophie zu den Wissenschaften wird sehr genau bestimmt, und es wird gezeigt, wie gerade die Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts, die den Untergang der Philosophie zu bedeuten schien, zu ihr zurückgeführt hat. In der Kritik von Ostwalds Energetik stimmt Riehl mit Eduard von Hartmann und Wundt überein: das Psychische ist keine Energieform, und eitel ist das Bemühen der Energetiker, den Begriff der Materie auszuschalten. Nietzsche wird trotz seinen Übertreibungen und Verirrungen sehr hoch gewertet, und es wird behauptet, daß es nie ein philosophischeres Zeitalter gegeben habe als das gegenwärtige; freilich sei keine Philosophie „nur zu geringem Teile in den Arbeiten der Fachphilosophen enthalten“, sie lebe „in den Werken von Robert Mayer, von Helmholtz, von Heinrich Herz“. Sonderbar kommt es mir vor, daß Riehl den religiösen Glauben, diese Philosophie des Volkes vollständig ignoriert. Er schreibt gegen Ende: „Lebensweisheit suchen wir nicht bloß bei den eigentlichen Philosophen, in ihren Lehren, ihrem Vorbilde; wir finden sie auch bei den großen Dichtern, bei jedem Erzieher der Menschheit. Auch sie zählen zu den Philosophen, wenn wir auch nicht gewohnt sind, sie Philosophen zu nennen. Ein solcher Philosoph und Erzieher der Menschheit ist Goethe, der Goethe der Wanderjahre und des zweiten Teiles des Faust.“ (Vor allem doch wohl der Sprüche in Versen und in Prosa.) Dem größern Teile der Christenheit aber gelten immer noch in erster Linie Jesus, Paulus, Augustin, Luther und Calvin als Führer und Erzieher. Und wenn als Ziel der Philosophie eine Weltanschauung hingestellt wird — nun, der Christ hat eine Weltanschauung; und es ist gut für die vielen Millionen Christen, daß sie diese haben, denn ein jeder muß täglich handeln; um aber ruhig und in Selbstgewißheit handeln zu können, muß man auf einer Weltanschauung fußen und kann nicht warten, bis die Philosophie ihr Ziel erreicht haben wird. — Konstantin Brunner geht von dem Gedanken aus, daß beim Volke das Denken des Wirklichen mit dem Denken des Unwirklichen vermischt, und daß dieses unreine Denken vom Denken des Wahren und Wirklichen nicht bloß dem Grade, sondern dem Wesen nach verschieden sei; dieses unreine und unrichtige Denken habe vorläufig noch die Oberhand; mit seinem Werke: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke (Berlin, Karl Schnabel, 1908) will er dem wahren und reinen Denken zum Siege verhelfen. Nun habe ich beim Durchblättern recht hübsche Betrachtungen gefunden, zum Beispiel über die scholastische Form der heutigen Wissenschaft, über ihre Terminologie; auch klingt ein Inzerat recht verheißungsvoll, nach dem der Verfasser nicht bloß gegen diese Scholastik, sondern auch gegen „den naturphilosophisch-nachchristlichen Aberglauben von der Entwicklungslehre und ihren Apterpropheten Nietzsche“ sowie gegen „die Narrheit und Gefahr der sogenannten allgemeinen Bildung“ kämpft; und wenn nicht mehrere Duzend andre Autoren samt ihren Verlegern drängten, würde ich vielleicht sein Werk studieren. Aber in der angedeuteten Lage habe ich um so weniger Lust, an das Studium eines Werkes zu gehn, dessen zwei Halbbände zusammen 1142 Seiten groß Oktav zählen, da ich Seite 19 lese: unter allen uns bekannten Menschen aller Zeiten sei Sphitroza

(sein Bildnis zierte den ersten Halbband) der einzige: „der nichts als Wahrheit, die ganze Wahrheit ohne jegliche Beimischung des Verkehrten mit voller Bewußtheit in sich trug.“ Wer einer solchen Übertreibung fähig ist, bei dem wird man schwerlich „die ganze Wahrheit ohne Beimischung des Verkehrten“ finden. — Auch die Lektüre des Buches: Werte und Bewertungen in der Denkevolution von Henry van de Vos (Berlin, Karl Curtius, 1909) habe ich mir erspart, weil sein Ergebnis nur das wohlbekannte einer bekannten Schule ist. Er spricht es am Schluß in den Sätzen aus: „Der Mensch kann wohl nicht erwarten, von Leid und Kummer ganz befreit zu sein; sein erweitertes Denkleben macht die Freuden, aber auch die Leiden vielfeitiger. Als so erweiterte Freuden des Menschen aber wird man es bezeichnen müssen, daß ihm durch die höher differenzierte Vernunft die denkende Vorstellung des harmonischen Naturgeschehens erstand, und die Erkenntnis, daß auch der Mensch und das menschliche Leben der Harmonie der Allnatur sich einfügt. Das Bedingte in der Natur als deren letzterkennbares höchstes Gesetz, als das ewig beständige und konstante Sein im steten Wechsel und fließenden Geschehen, als die Harmonie in der notwendigen Anpassung, erscheint uns im Schönen, [dieses] erkennen wir im Wahren und betätigen wir im Guten; und in dieser letzten Erkenntnis eines höchsten alles beherrschenden Gesetzes des Naturgeschehens, als dem unveränderlichen Seinsgrund, vermögen wir die Immanenz der unbekanntem Gottheit in der Allnatur zu verehren.“

C. J.

Eine neue Ausgabe von Luthers Briefen. Unter den schönen Neudrucken von klassischen Denkmalen deutscher Geistesgeschichte, die der Inselverlag herausgibt, ist kürzlich auch eine Sammlung von Briefen Luthers erschienen, auf die wir unsre Leser hierdurch aufmerksam machen. (Martin Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Leipzig, 1909. 2 Bände. Schön gebunden 12 Mark.) Da bisher neben den für die wissenschaftliche Arbeit bestimmten Ausgaben (die große kritische Ausgabe von Enders ist noch unvollendet) nur kleinere Sammlungen von Briefen Luthers in deutscher Sprache Verbreitung gefunden haben, so ist es mit Freuden zu begrüßen, daß hier einmal in würdigstem Gewande eine stattliche Auswahl von Lutherschen Briefen (die lateinischen in deutscher Übersetzung) geboten wird, aus der man den vielen immer noch recht wenig bekannten großen Mann mit allen eigentümlichen Gegensätzen seines Wesens, in seinem Glaubensmut und seiner Bangigkeit, seiner Zartheit und Derbheit, seiner großen Menschlichkeit und seinen kleinen Menschlichkeiten, in seinem Kampfesmut und seiner Friedenssehnsucht wirklich kennen lernen kann. Freilich hat auch in dieser Sammlung nur etwa der zehnte Teil aller erhaltenen Briefe Luthers Aufnahme gefunden. Und wenn so dem Herausgeber die Aufgabe gestellt war, nur das Wertvollste und Bezeichnendste auszuwählen, so scheint uns das doch nicht überall gelungen. Mancher von ihm aufgenommene Brief hätte wohl ruhig wegbleiben dürfen (wie etwa Nummer 117, 228 und andre); dagegen vermißt man so wichtige Schreiben wie die an Leo den Zehnten und an die auf dem Wormser Reichstag versammelten Fürsten und mit die schönsten Beispiele der herrlichen Trost- und Mahnbrieife Luthers (an die Christen in Holland 1523, an seine Mutter 1531, an Joachim von Anhalt 1534, an Benedikt Pauli 1538, an Albrecht von Mansfeld 1542), die doch gewiß wesentliche Züge im Bilde Luthers verdeutlichen. Auch die in der Einleitung gegebene Charakteristik Luthers muß Befremden erregen; wenn Luther hier fast nur als der große Humanistenfreund, Theologieerneuerer und Melancholiker geschildert wird und ausgesprochen wird, daß er nach seiner Rückkehr von der Wartburg der ihm gestellten Aufgabe körperlich wie geistig nicht mehr gewachsen gewesen sei (I, 221 ist auch von seinem körperlichen und geistigen Siechtum (!) seit 1521 die Rede), so scheint da doch die rechte Empfindung für das zu fehlen, was Luther zu einem der größten Männer unsers Volks gemacht hat. Im übrigen bietet der Herausgeber aber

in den Anmerkungen reichliche und zuverlässige Erläuterungen zum rechten Verständnis der Briefe. Schade nur, daß sie hinter und nicht unter dem Texte gedruckt sind, was die genußreiche Lektüre recht erschwert. G. W.

Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben und ergänzt von Heinrich Richter. Mit einem Bildnis Ludwig Richters und einer Einleitung von Ferdinand Avenarius. (Volksausgabe des Dürerbundes. Leipzig, Max Hesses Verlag.) Es ist ein gutes Zeichen, daß in unserm Volke die Freude an Ludwig Richters Radierungen und Holzschnitten in beständigem Wachsen ist, offenbar eine Rückwirkung gegen die aufdringliche Apothese des Häßlichen und des Raffinierten, womit wir in dem letzten Jahrzehnt überschüttet worden sind. Da sich in Ludwig Richters künstlerischem Schaffen wesentliche Züge des deutschen Volkscharakters offenbaren, werden seine Zeichnungen auch ewig jung, frisch und wirkungsvoll bleiben. Die ganze Liebenswürdigkeit dieses Künstlers, die Tiefe seines religiös gestimmten Gemüths, die Beweglichkeit und Reinheit seiner Phantasie und die unermüdlige Schaffensfreudigkeit lernt man am besten aus seinen Lebenserinnerungen kennen, die soeben der Dürerbund neu herausgebracht hat. Ludwig Richters Leben ist ja ohne besondre dramatische Verwicklungen und äußere Kämpfe dahingeflossen; aber welch ein reiches Innenleben hat dieser Künstler geführt, welche Fülle seiner Beobachtungen und schlagender Urtheile tritt in seinen Erinnerungen zutage! „Wer lange betrachtet, sagt er in einem Briefe, genau beobachtet, auf den Kern der Gegenstände einzugehen sich bemüht, sieht und erfährt mehr, als wer vielerlei sieht und von flüchtigen Eindrücken lebt, weiß deshalb mehr zu erzählen, erlebt mehr und behält geistige Energie, Selbständigkeit, sich innerlich frei zu wissen von den Außendingen.“ In 25 Kapiteln ist der reiche Stoff gegliedert: die Kinderjahre, die Schulzeit, die napoleonischen Kriege, die ersten Studien, die Reise nach Frankreich, der Aufenthalt in Italien, die Heimreise, die Tätigkeit in Weizen und in Dresden. Und daran schließen sich die ergänzenden Nachträge seines Sohnes Heinrich Richter mit Auszügen aus den Tagebüchern, aus Jahreshesten und Briefen. Gerade diese Nachträge sind äußerst wertvoll, denn sie geben manchen Einblick in die Denkart des Künstlers. „Der Angelpunkt aller künstlerischen Begeisterung, sagt er einmal, sind Religion und Vaterland. Unglaube und Kosmopolitismus zerstören die Grundlagen alles naturwüchsigen Daseins. Nicht ist nötig, mit politischem Parteitreiben und konfessionellen Unterschieden sich zu befassen, sondern Wesen und Kern zu erfassen und darin zu leben! Goethes gesunde Natur brachte mit einem Schlage deutsche Art und Kunst zum Bewußtsein und zur Geltung in seinen frühern Werken, und er war auf dem Wege, der größte deutsche Volksdichter zu werden! Später wurde er Sektierer des Atertums und verließ die eingeschlagne Bahn, wodurch Verwirrung und Unsicherheit und ein Auseinandergehn auf tausend verschiedenen Wegen in der Literatur entstanden ist. Was haben die Atertümer nicht geschadet! Sie haben alles in dumpfem Wahn gehalten, sodaß zuletzt das Vaterländische nicht nur nicht erkannt, nicht gesucht und geliebt, sondern verachtet war.“ Wir haben diese Aufzeichnungen wieder mit großem Genuß gelesen. Es ist ja richtig, was Avenarius sagt, daß Ludwig Richters „Lebenserinnerungen“ nicht zu den Büchern gehören, die pfadweisend Neuland zeigen, und die nicht nur der Kunstfreund, sondern auch wir ganz sicherlich auch brauchen, aber wir glauben doch, daß mancher unsrer jungen Künstler aus den Beobachtungen und Reflexionen Ludwig Richters auch heute noch vielfach Aufklärung und Anregung schöpfen kann. Unsern Lesern sei das altbetannte Buch in seiner neuen billigen und schönen Ausgabe angelegentlich empfohlen.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig